

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 30

Artikel: Der Stundenstein [Fortsetzung]
Autor: Marti, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verleugnen müssen, um dich nicht zu verraten, und keinen Thietger mehr kennen dürfen. Es wäre auch klug, dich künftig anders zu nennen ... du heisst ja bei den Urner Leuten ... ja wie denn?"

Thietger schwieg, man wusste nicht grollend oder gefügig, aber Medthild, die neben ihn getreten war, antwortete errötend: „Der Tell!“

Heimatschutz.

Die diesjährige Bundesfeierspende fällt bekanntlich zu gleichen Teilen dem Schweiz. Heimatschutz und dem Schweiz. Naturschutz zu. Beide Bewegungen lassen es sich angelegen sein, wertvolle nationale Güter zu schützen. Ihre Leiter und Mitglieder brachten bisher nur persönliche Opfer für ihre gemeinnützigen Bestrebungen; es ist an der Zeit, daß die Deffentlichkeit diesen Opfersinn anerkennt durch eine Unterstützung, die wiederum aus idealistischen Quellen fließt. Daß die Gelder nützlich, d. h. wieder für das Gemeinwohl verwendet werden, dafür bürgen uns die Männer, die an der Spitze der beiden Bewegungen stehen. Dafür bürgen uns auch ihre bisherigen Leistungen und ihre noch zu erstrebenden Ziele.

Wie wir dem letzten „Heimatschutz-Heft“ entnehmen — speziell dem darin abgedruckten Tätigkeitsberichte ihres gegenwärtigen Schreibers, des Herrn Notar D. Keller, Bern — hat sich die Heimatschutzvereinigung im verflochtenen Jahr ganz besonders um die Erneuerung und Verhöhnung der Bundesfeier bemüht. Ihr Mitglied Herr August Schmid hat eine Schrift mit nützlichen Vorschlägen zu diesem Thema verfaßt. Die dörflichen Feiern werden wieder um ein Höhenfeuer als dem Symbol unserer Heimatliebe sich abspielen, in größeren Ortschaften und Städten werden Gesangsvereine und Theatergruppen mit vaterländisch betonten Darbietungen die Feier würdig gestalten. Um dem Mangel an dramatischen Stoffen für diesen speziellen Anlaß abzuwehren, hat der Heimatschutz unter Mithilfe des Schriftstellervereins ein Preisausschreiben erlassen. Man hofft so zu dramatischen Szenen, Sprechchören und hymnischen Dichtungen in schweizerischer Landessprache oder Mundart zu kommen, die geeignet sind, im Scheine der Höhenfeuer, auf Dorfplätzen, vor passenden städtischen Bauten oder — bei schlechtem Wetter — in Sälen oder Kirchen vom Dilettanten aufgeführt zu werden.

Von den Aufgaben, die die Heimatschutzvereinigung unter ihrem derzeitigen Obmann A. Koller in der letzten Zeit beschäftigt hat, seien die wichtigsten hervorgehoben: Die Silsersee-Angelegenheit ist mit dem Rückzug des Konzessionsgesuches durch die Initianten vorläufig erledigt. Die Frage des Splügenstausees, der bekanntlich das schöne Dorf Splügen verschlingen soll, wird wachsam im Auge behalten. Die Verunstaltung des Bierwaldstättersees durch die berühmten Steinbrücke soll durch geeignete Bepflanzung der nackten Uferstellen möglichst gemildert werden. Das Seeufererschutz-Problem wird durch die Vorgänge am Bierwaldstättersee, durch die neue Juragewässerkorrektur (neue Absenkung des Neuenburger-, Murten- und Bielersees), die Genferseeregulierung usw. in den Vordergrund gerückt und erfordert eine baldige gemeindegenössische Lösung.

Zur Frage des neuen Bauens hat der Heimatschutz, abgesehen von dem Vortrag Indermühle vor der



Altes Sgraffitohaus in Guarda, Unterengadin. — Apuarell von H. Jenny.

Delegiertenversammlung 1932 in Olten, noch nicht offiziell Stellung genommen. Doch hat er in Einzelfällen, beim Bauen von Silos z. B., Gelegenheit gehabt, dem ästhetischen Schutz der Landschaft das Wort zu reden.

Eine Rundgebung zum Schutze der Mäeebäume, gestützt auf ein Gutachten von Herrn Stadtgärtner Albrecht, Bern, ist in Vorbereitung. Nicht mehr aktuell ist die Frage der Autostraße Bern-Thun, da die Initianten ihr Konzessionsgesuch zurückgezogen haben.

Der „Heimatschutz“, Organ der Vereinigung, wahrlich auch unter ihrem neuen Redaktor, Dr. A. Baur, stehen, die vornehme Linie. Ihr Juliheft bringt u. a. auch eine Probe aus der Reihe von Vorschlägen zur Ausgestaltung der Augustfeier aus der oben genannten Schrift von A. Schmid. H. B.

Der Stundenstein.

Erzählung von Ernst Marti, Grossaffoltern. (Fortsetzung.)

Da kam schlimmes Wetter; es schneite über die nahen Hügel; einen langen Tag hindurch jagten sich die dunkeln Wolken und am Abend räumten sie, des Spieles müde, ganz plötzlich das Feld. Die Sterne blinkten und lodten; in den klaren Himmelsraum entfloß das bißchen Wärme, das sich im Erdboden gesammelt hatte. Eilig kalt strich der Wind von den schneebedeckten Höhen herab. Gegen Morgen aber ward es ganz still; kein Blättchen rührte sich; über den Bächlein bildeten sich Eiseden. Die Vöglein schwiegen; sie sträubten die Federlein und verbargen sich im Dickicht der Hecken. Es herrschte ein banges, beklemmendes Schweigen; so wurde heute die Sonne wie eine gefürchtete Herrscherin begrüßt; sie stieg strahlend auf und ihre Hitze senkte, was in der Nacht erfroren war.

Im Gärtchen hatte Züsli die Beete sorgsam mit Stroh bedeckt; das Bäumlein zu schützen, war ihr nicht möglich gewesen. Wie verbrüht sahen die Stengeln in den Blütenfeldchen aus. Der Bauer von der nahen Holzegg ging an dem Häuschen vorbei. „Das ist eine schlimme Nacht gewesen“, sprach er mitleidig, „sie hat allen Sachen weh getan. Nun, manches kann sich wieder erholen, aber mit dem Kirschenblut ist's endgültig aus. Im Brahmaonat braucht man dieses Jahr keine Leitern hervorzunehmen.“ Um seine

Behauptung zu erhärten, riß er einen Büschel Blüten vom Bäumchen, entblätterte sie und wies die geschehene Zerstörung nach.

Dann stieg er bedächtig den Fußweg abwärts; Frau Klöbli aber verbarg den Kopf in der Schürze und schluchzte. Aus war's mit der schönen Rechnung und die Buben liefen bis zur Winterschule in abgeschabten, zerschissenen Kitteln herum.

Nach Martinstag mußte für die Schuld auf dem Häuschen der Zins entrichtet werden. Der Hausvater kümmerte sich um nichts mehr. Die ganze Sorgenbürde lag auf dem armen Fraueli. Es mußte das Geld zusammenscharren, mußte das Gesammelte hüten und vor Fritz verbergen, mußte pochenden Herzens den Gang auf die große Kasse in der oberen Stadt tun und gestrengen Herren die Fünffränkler vorlegen.

Eines Sonntags zählte es die Habe; noch fehlten sieben Franken zu der nötigen Summe. Am nächsten Tag war der berühmte Zwiebelmarkt in Bern, der Anlaß, an dem sich die ganze Stadt mit Wintergemüsen versorgte. Frau Klöbli konnte mit einem stattlichen Vorrat aufrücken und hoffte zuversichtlich, bis gegen Mittag den Zins zusammen zu haben.

Aber in gewaltigeren Scharen als je zuvor rückten von Westen her, aus dem Murtenbiet, die großen Gemüsehändler an. Während der Nacht besetzten sie die besten Plätze. Als Züsli und seine Nachbarinnen anrückten, da mußten sie ärgerlich sehen, wie überall schon ganze Türme, Bollwerke und Gebirge von Zwiebeln, Lauch, Sellerie oder Schwarzwurzeln der Abtragung harreten.

Nach langem Suchen fand Frau Klöbli am Eingang eines Seitengäßchens engen Platz. Aus ihrer Ware gab's nur ein ganz bescheidenes Hügelchen, das von der großen Menge kaum beachtet wurde. In Lauben und Gassen entstand ein Gedränge. Die Stadtfrauen gingen an, den Markt zu machen. Unermüdlieh hielt Züsli die in Zöpfe sauber geflochtenen Zwiebeln auf. Aber all die Kauflustigen wurden von den großen Gemüsehäufen angezogen wie von Magnetbergen.

Endlich blieb vor den vollen Körben der sehnstüchtig harrenden Frau Klöbli eine stattliche Dame stehen. Sie wühlte in dem Grünzeug herum, rügte die verschiedensten Mängel, erkundigte sich nach den Preisen und begann schließlich ein entsetzlich zähes Markten.

„Ich fange nächstens selber einen Gemüsehandel an“, so rädelte sie mit scharfer Stimme, „das rentiert sich, wenn man von einem Markt zum andern aufschlagen kann. Ihr Marktweiber habt jetzt das Heft in der Hand; es dünkt mich, ihr solltet bald alle reich sein.“

Züsli konnte sich bei dieser Rede, die eigentlich mehr neben als weh tun sollte, der Tränen kaum erwehren. Es gedachte der sieben Franken, die es bitter nötig hatte. Noch immer stand es da, als schon im Sturmgebrause des unfreundlichen Winterabends die Gasflammen flackerten. Froh war es, den Rest billig loszuschlagen. Aus dem Zins wurde nichts mehr. Der nächste Markt aber fiel schon in den Dezember. Da berechnete der Kassier Buße für Verspätung.

Züsli's Nachbarinnen war es heute nicht viel besser gegangen. Müde und niedergeschlagen trotteten die Frauen den langen Rain hinan. Der immer stärker tobende Sturm war wenigstens so rücksichtsvoll, ihnen nicht den Weg zu verlegen, sondern sie im Gegenteil bergan zu stoßen. Doch tat er keine Ritterdienste auf ziemlich ungehobene und täpische Weise.

Bei dunkler Nacht wurde der Stundenstein erreicht. Kurzen, fast wortlosen Abschied gab's. Hub-Mädi seufzte: „Zwei Stunden, ein weiter Weg ist's; schwer wollen die

paar Bagen verdient sein ... und jetzt kommt die böse Jahreszeit ... Nun, es geht alles vorbei!“

„Gottlob“, stimmten die andern im Chor zu. —

Auch Züsli erfuhr den schnellen Lauf der Zeit. Wie Solunderstöcke wuchsen die Buben; Nacken hatten sie wie junge Stierlein und Hände, die stark waren wie Löwenpranken. Genau so kräftig und lebensmutig hatte vor zwanzig Jahren der Vater ausgesehen. Jetzt war er entnervt und überdies von der Gliederlucht übel geplagt.

Daheim spielte er eine klägliche Rolle; die Söhne behandelten ihn verächtlich, drohten, wenn er etwas befehlen oder tadeln wollte. Die Leute sagten, er sei selber schuld, daß er keine Achtung genieße, er habe sich danach aufgeführt. Leider benahmen sich aber die vier Grobiane auch der Mutter gegenüber, die doch lauter Dank verdient hätte, nicht viel manierlicher und zartfühlender.

Sie konnten am Montag Abend vor dem Häuschen stehen, die Hände in den Hosensäcken, und unbeweglich zuschauen, wie Züsli leuchtend die schweren Körbe mit zusammengekaufter Ware schleppte. Sie galten bald als verrufene Nachtbuben. Wollte die Mutter abmahnen, so lautete der Bescheid: „Schau du für deine Sachen, uns braucht niemand mehr zu gaumen.“ Die Marktweiber sagten: „Züsli ist nicht wohl angelegt mit seinen Zungen; keiner schlägt ihm nach; es sind Klöbline, einer wie der andere.“

Anfangs suchte das Kleeblatt bei Bauern der Umgebung oder im Steinbruch Verdienst. Doch entstand unter ihnen selber Zwist und sie zerstreuten sich in die weite Welt. Fritz, der Älteste, wurde Stallknecht in einem Wirtshaus untenher Langenthal. Nach ein paar Jahren einmal kam er mit Gattin und Kindern auf Besuch; es war Kirchzeit und das Bäumchen trug diesmal eine schöne Last Früchte.

„Bei uns unten gibt's keine“, teilte Fritz mit, „und die Baselfirschen hat's scheint's verhaßt.“ Nach dieser Einleitung suchte er im Tenn das Leiterchen hervor und fühlte sich einen vorsorglich mitgenommenen Korb. Als er sich mit seinem Anhang wieder zum Gehen wandte, rief er noch zurück: „Wenn der Baum das nächste Jahr wieder trägt, so könntest du mir ein Rärtlein machen.“

So weh der vollbrachte Raub dem Züsli auch tat, es fühlte doch über den Besuch einen gewissen Stolz und rühmte am nächsten Dienstag den andern Marktweibern: „Es scheint ihm nicht übel zu gehen, dem Fritz, er sieht munter aus, ist gut bei Leib und hat einen zündroten Kopf.“

Köbel, der Zweitälteste, war eine Zeitlang Melker auf der Hirzenegg. Dann packte ihn die Wanderlust. Von einem Agenten ließ er sich als Schweizer dingen und reiste ins Deutsche hinaus. Hin und wieder sandte er eine Ansichtskarte; eine stellte den Kursaal zu Wiesbaden dar, eine andere die Wartburg und wieder eine den Zwinger zu Dresden. Diese stolzen Bilder brachten dem guten Züsli die Meinung bei, daß Köbel in fürstlichen Palästen melle und daß sein Los ohne Zweifel aufs Herrliche gefallen sei. Die schriftlichen Mitteilungen fielen immer ganz karg aus und bestanden in der Regel bloß aus den beiden Worten: „Gruß! Jakob!“ Abwechslung brachte eine Karte mit einem knallroten Blumenstrauß und zwei verschlungenen Händen. Unter dem Bilde stand mit zierlichen Buchstaben gefrizelt: „Herzliche Grüße senden der lieben Mama Jakob und Lotte, geb. Gerschwih.“

Es schien also, daß sich Köbel verheiratet habe. Für diese Annahme sprach namentlich auch der Umstand, daß weitere Nachrichten ausblieben.

Noch einen viel kühneren Sprung in die Welt nahm der Dritte der Buben. Rudi wanderte nach Amerika aus.

40 Jahre Wengernalpbahn.

In diesem Sommer sind es 40 Jahre, seitdem die 1891—1893 gebaute Wengernalpbahn eröffnet wurde. Schon im ersten Jahr vermochte das vorhandene Rollmaterial den Touristenandrang nicht zu bewältigen. Wengen, Grindelwald und Kleine Scheidegg erfuhren durch die W.A.B. eine bedeutende Entwicklung, namentlich auch als Wintersportplätze. Die Wengernalpbahn war die Voraussetzung für die 1896—1912 erstellte Jungfrauabahn; beide haben heute eine gemeinsame Betriebsdirektion.

Leider hat die Wengernalpbahn im Jahre 1931 ihren hochgeschätzten und verdienten Präsidenten Emil Bedencher aus Solothurn durch den Tod verloren. Seit Gründung der Bahn hatte der Vorstand dem Verwaltungsrat angehört und seit 1901 bis zu seinem Hinschiede als Präsident die Geschicke der Bahn mit Umsicht, Aufopferung und Erfolg geleitet. Ihm hat die Wengernalpbahn in erster Linie ihre gesunde, innere Verfassung und den äußeren Aufschwung zu verdanken. Auch in schweren Zeiten verlor er den Glauben an eine bessere Zukunft nicht und schöpfte daraus immer wieder neue Kraft. Diesen unbefleglichen Optimismus hat er der Wengernalpbahn hinterlassen, und mit ihm wird sie auch diese Krise überwinden.



Bei Wengen.

Phot. Gabi, Wengen.

Mit ihm reiste ein ganzes Trüpplein Leute aus der gleichen Ortschaft. Bei dem Stundenstein unten im Tale hielt der Leiterwagen, der die Pilger nach Bern führen sollte. Der alte Frik und Züsi standen vor dem Häuschen und sahen zu, wie die Burschen lustig die Hüte schwenkten. Dem treuen Mütterlein wollte schier das Herz brechen; es war nie weiter als zwei Stunden von Bern weggekommen und jetzt ging der Rudi über den großen Bach, ein paar hundert, am Ende gar tausend Stunden weit.

Nach ein paar Monaten langte ein Brief an, der das Blaue vom Himmel herab rühmte. „In unserem Staate“, so rühmte Rudi, „schlagen sie Goldklumpen aus dem Boden, wie man bei euch Erdäpfel gräbt.“ (Schluß folgt.)

Und lauter jekt die Kirchenglocken schallen;
Es lodern neue Feuer rings im Land.
Aus finst'rer Höhe hunte Sterne fallen
Und sinken nieder an des Sees Strand.

Mein Freund und ich, wir stehen still beisammen
Und blicken bergwärts in den Feuerbrand.
Aus unsern Herzen schlagen heiße Flammen;
Sie gelten dir, du schönes Heimatland.

Rundschau.

Russische Hungernachrichten?

Kurz vor der Ernte kommen aus Rußland neue Nachrichten über das Versagen der landwirtschaftlichen Politik. Wenn diese Nachrichten nicht, wie schon so viele, lügen, dann stehen die Dinge schlimmer als im Schreckensjahr 1921. Damals wurde vor allem das Wolgabgebiet heimgesucht; und die Millionen von Verhungerten wurden nicht so zahlreich, wie man anfangs geglaubt, weil anderswo noch Vorräte lagen, und weil rechtzeitig vom europäischen Westen her, durch Ranssen organisiert, Hilfe nahte.

Diesmal, so heißt es, sei die Lage besonders tragisch, weil gerade die reichsten Gebiete betroffen seien, das heißt, die Ukraina und der Kuban.

Der Stalin-Kurs will zuerst die großen Schlüsselindustrien planmäßig aufbauen, hernach die Verbrauchsindustrien mit beschleunigtem Tempo in Angriff nehmen und schließlich bis in die entlegensten Wirtschaftszweige hinein wirken. Um die Arbeiten an den großen Werken zu schaffen, brauchen die Soviets viel weniger Kapital als etwas anderes: Nahrungsmittel. Die Arbeitsarmeen mit Papiergeld ausrüsten, damit sie Brot kaufen können, sofern welches da ist, spielt für einen im wirtschaftlichen souveränen Staat keine

Feiertag der Heimat.

Von Hermann Hoffmann.

Nun sinkt der Abend in die Täler nieder
Und hüllt in Dunkel alle Dörfer ein.
Verklungen sind der Vögel letzte Lieder,
Und hintrem Walde schwand der goldne Schein.

Am Himmel funkeln schon die ersten Sterne;
Sie werfen ihren Glanz auf Wieß und Wald,
Und irgendwo in weiter, dunkler Ferne
Ein Glöcklein durch den Sommerabend hallt.

Jetzt heben andre Glocken an zu klingen;
Sie rufen in das müde Land hinaus.
Und frohe Menschen plaudern, lachen, singen
Vor einem alten, wetterbraunen Haus.

Mit einem Male schweigen ihre Lieder — — —
Am Berghang flackert roter Feuerschein;
Er zündet auf die kleinste Hütte nieder,
Er leuchtet in das ärmste Kämmerlein.